

Martin Hartmann

GEFÜHLE

Wie die Wissenschaften
sie erklären

2., aktualisierte Auflage

campusSTUDIUM

Gefühle

Campus Studium

Martin Hartmann ist derzeit Privatdozent am Institut für Philosophie der Goethe-Universität in Frankfurt/Main und ab 2011 Professor für Philosophie an der Universität Luzern.

© Campus Verlag GmbH

Martin Hartmann

Gefühle

Wie die Wissenschaften sie erklären

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-593-39285-1

2., aktualisierte Auflage 2010

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2005 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner, Hemsbach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.studium.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorwort zur zweiten Auflage	7
Einleitung	13
Affekt, Gefühl, Emotion, Empfindung: Begriffsklärung	28
1. »Wir fürchten uns, weil wir zittern«:	
Ein Anfang mit William James	37
Introspektion als Ausgangspunkt	37
Der »Irrtum« des natürlichen Denkens	39
Erschöpfen sich Gefühle in der Empfindung körperlicher Veränderungen?	42
Die Gegenstände des Gefühls	45
Cannons Kritik: Furcht und Wut beschleunigen den Herzschlag	49
2 Urteile, Überzeugungen, Wertungen:	
Die Rationalisierung der Gefühle	53
Was kennzeichnet kognitivistische Gefühlstheorien?	53
Sprache als Ausgangspunkt	60
Der reine Kognitivismus	63
Kognitionen und Körper	71
Kognitionen und Wünsche	79

Wie sich Gefühle anfühlen: Der phänomenologische Ansatz	83
»Eine Art, die Dinge zu sehen«: Gefühle als Wahrnehmungen	86
Der Hund ist nicht gefährlich, und trotzdem fürchte ich mich vor ihm: Die Widerständigkeit der Gefühle	89
3 Kinder, Körper und Kognitionen	93
Haben Kleinkinder Gefühle?	93
Gefühle werden durch kognitive Elemente nicht hinreichend bestimmt	97
Die undeutliche Rolle des Körpers	98
»Aufruhr der Gedanken«: Martha Nussbaum	100
4 Psychologie und Hirnforschung	107
LeDoux, Damasio und der Schädel des Phineas Gage	108
Was sind Affektprogramme?	116
Die Herrschaft der Gefühle	121
Deweys Analyse des Reiz-Reaktions-Schemas und Heideggers Furcht: Bausteine einer Kritik neurowissenschaftlicher Gefühlstheorien	124
5 Die Notwendigkeit eines umfassenderen Zugriffs	135
Beatlemania	135
Selbstverständnis und Narrativität	139
Am Beispiel der Scham	147
Literatur	153
Glossar	167

Vorwort zur zweiten Auflage

Als dieses Buch 2005 zum ersten Mal erschien, versuchte es, in eine bereits ausufernde Debatte Übersicht zu bringen, um potenziellen Einsteigern den Zugang zu erleichtern. War dieser Versuch schon zu diesem frühen Zeitpunkt von zahlreichen Auslassungen und Vereinfachungen gekennzeichnet, so gilt dies gut fünf Jahre später umso mehr. Die Debatten, die sich mit dem Phänomenbereich der Gefühle beschäftigen, sind intensiv weitergeführt worden. Angesichts dieser Fülle an neuem »Material« stellt sich dieser aktualisierten Neuauflage das Problem der Auslassung und Vereinfachung also noch einmal in verschärfter Weise. Sie kann unmöglich das gesamte Feld der Gefühlsforschung erfassen und muss, wie schon in der ersten Auflage erprobt, eine Auswahl treffen, die nicht jeden zufriedenstellen wird, denn jenseits von Fragen der Kompetenz und des Umfangs offenbart eine jede Auswahl immer auch die Vorlieben und Neigungen des Autors.

Drei Auswahlkriterien, die in der ersten Auflage zum Tragen gekommen sind, werden auch in dieser aktualisierten Auflage durchgehalten. Zum einen ist es nach wie vor nicht möglich, die historische Perspektive über William James hinaus auszudehnen. Dieser Umstand ist misslich, denn mittlerweile zeigt ein zunehmendes historisches Interesse an Gefühlen (Landweer/Renz 2008), wie unberechtigt die Behauptung ist (und immer war), in der Tradition der abendländischen Philosophie hätten sich Gefühl und Vernunft stets unversöhnlich gegenübergestanden. In der Einleitung zu diesem Buch weise ich selbst schon darauf hin, wie verzerrt diese Behauptung ist, aber nur eine ausführliche Beschäftigung mit dem Reichtum überlieferter Positionen der Gefühlsforschung könnte tatsächlich belegen, dass hier ein »allseits beliebter Pappkamerad« (Landweer/Newmark 2009, S. 95) offenbar dazu dienen sollte, die eigene Position mit innovatorischer Radikalität zu drapieren. Der Ausgang von William James, das ist das zweite Auswahlkriterium, das mit

dem ersten eng verbunden ist, dient aber natürlich nicht nur der Begrenzung des Buchumfangs, er hat auch einen systematischen Grund. Mit James nämlich lässt sich eine Debatte rekonstruieren, die als Debatte zwischen Kognitivisten und Anti-Kognitivisten gefasst worden ist. Diese Debatte diente schon in der ersten Auflage als Leitfaden, an dem zunächst alle verhandelten Positionen und Thesen aufgehängt werden, und sie wird deswegen trotz mancher darstellungsbedingten Stilisierung auch in dieser aktualisierten Fassung eine Rolle spielen. Freilich kann es auch in dieser aktualisierten Fassung nicht um neue Positionsmarkierungen der Kognitivisten oder der Anti-Kognitivisten (siehe Kap. 2 und Glossar) gehen, sondern eher um die Überwindung der die Debatte leitenden Gegensätze (dass die Diskussion entlang dieser Unterscheidung freilich nicht vollständig abgebt ist, zeigen einzelne Aufsätze in Goldie 2010, etwa die von de Sousa, Helm und Roberts). Es geht mir vor allem im letzten Kapitel dieses Buchs um Versuche, die gegenwärtig unternommen werden, um den Rahmen der Diskussion zwischen Kognitivisten und Anti-Kognitivist zu sprengen. Damit wird tatsächlich eingelöst, was ich selbst als einen »umfassenderen Zugriff« auf das Phänomen der Gefühle bezeichnet habe, denn nun kommen ganz neue und bislang eher vernachlässigte Aspekte des Gefühlsphänomens ins Spiel. Gleichwohl wäre es auch hier übertrieben, von einer einheitlichen Position zu sprechen, und es wird wichtig sein, einzelne Differenzen zu benennen.

Durch die weitgehende Überwindung der scharfen Dichotomie zwischen Kognitivisten und Anti-Kognitivist wird es allerdings auch schwieriger, eher naturalisierende oder experimentelle Ansätze der Gefühlsforschung in das schwerpunktmäßig philosophische Narrativ dieser Einführung zu integrieren. War es noch möglich, etwa die Theorie der Affektprogramme als anti-kognitivistisch zu bezeichnen, so wird es zunehmend schwierig, neue Ansätze mit experimenteller Ausrichtung auf diese Dichotomie zu beziehen. Das gilt etwa für das verstärkte Interesse an den sprachlichen und gestischen Ausdrucksformen emotionaler Zustände, für Theorien der Gefühlsregulation, aber auch für neurowissenschaftlich orientierte Emotionsforschung. Letztere geht zwar häufig davon aus, dass die Aktivität der neurologisch erfassbaren Emotionszentren des Hirns und die emotionsbegleitenden neurologischen Prozesse insgesamt explizit kognitiven Prozessen vorgelagert sind, aber man kann nicht sagen, dass dieser Punkt in der Breite der experimentellen Emotionsfor-

schung die gleiche Relevanz besitzt wie etwa in der philosophischen Debatte um die Willensfreiheit, die ja immer wieder um die Frage kreist, ob bewusste menschliche Entscheidungen neurologisch determiniert und damit unfrei sind. Die Vielfalt der experimentellen Forschung ist viel zu groß und kann nicht auf eine einfache Dichotomie gebracht werden, was schon ein kurzer Blick auf die Forschungsprogramme des *Swiss Center for Affective Sciences* oder des Berliner Exzellenzclusters *Languages of Emotion* belegt. Für diese Einführung aber bedeutet das, dass die aktuellen experimentellen Ansätze der Gefühlsforschung kaum noch berücksichtigt werden können. Sie sind in sich zu zerklüftet und zerfranst, und jeder Versuch, sie begrifflich zu verallgemeinern, tut ihnen letztlich Unrecht. Hinzu kommt, dass sich erst noch zeigen muss, welche Ansätze und Ergebnisse empirisch orientierter Gefühlsforschung bleibenden Eindruck erzeugen können.

Schließlich verrät sich, drittens, meine disziplinäre Herkunft daran, dass ich eher solche Theorien in den Band aufnehme, die auf die eine oder andere Weise die Frage zu beantworten versuchen, was Gefühle sind, die also, wenn man so will, einen definitorischen Zug haben. Auch damit sind natürlich Engführungen und Abblendungen verbunden, die dazu führen, dass ich recht wenig auf solche Theorien zurückgreife, die sich mit einzelnen Aspekten von Gefühlen beschäftigen, ohne sich in jedem Fall um eine umfassende definitorische Klärung des Gefühlsbegriffs an sich zu kümmern. Ich will nur drei dieser Auslassungen nennen, die mir mittlerweile erheblich zu sein scheinen. Damit sei zugleich auf Forschungsfelder verwiesen, die sich in den letzten Jahren zunehmend mit Gefühlen beschäftigen, die aber in dieser Einführung kaum zur Sprache kommen.

Deutlich zugenommen hat etwa das Interesse an Gefühlen in historiographischen Forschungszusammenhängen. Zwar wird gelegentlich noch zaghaft gefragt, ob Gefühle überhaupt eine Geschichte haben (Konstan 2009), aber die Antwort der Geschichtswissenschaft scheint diesbezüglich mittlerweile eindeutig positiv zu sein. Am Berliner *Max-Planck-Institut für Bildungsforschung* etwa untersucht eine weitgehend von Historikerinnen und Historikern getragene Forschungsgruppe die »Geschichte der Gefühle« (unter der Leitung von Ute Frevert). Historische Ansätze zur Gefühlsforschung sind – gerade aus philosophischer Sicht – wichtig, weil sie von Anfang an einer Kontextualisierung des untersuchten Phänomens das Wort reden und darüber hinaus auch ein

Gespür für kollektive Dimensionen emotionaler Artikulationen haben (Frevert 2009).

Erwähnt sei allerdings eine gewisse Schwierigkeit dieser Forschung, die mir methodisch noch nicht hinreichend geklärt zu sein scheint, und die zum zweiten vernachlässigten Forschungsansatz führt: Die Geschichtsschreibung, so könnte man provokativ sagen, schreibt weniger eine Geschichte der Gefühle als eine Geschichte der Verschriftlichung oder der bildhaften Gestaltung von Gefühlen. So mag es möglich sein, Benimmliteratur auf die Ratschläge hin zu untersuchen, mit denen sie auf das Gefühlsleben der Leser Einfluss nehmen will. Die Forschung folgt damit der gut begründeten Intuition, dass Gefühle und ihr Ausdruck stets sozial und kulturell reguliert auftreten, aber es ist trotzdem eine andere Frage, ob die Leser sich dann wirklich so verhalten. Die »wirklichen« Gefühle scheinen historiographischer Forschung verschlossen zu sein, sie kann nur die in irgendeiner methodisch zugänglichen Form artikulierten Gefühle in den Blick bekommen. Nun mag man bezweifeln, dass es überhaupt so etwas wie »echte« oder »wahre« Gefühle jenseits ihrer historisch variablen Ausdrucksformen gibt. Frevert etwa hält die Rede von »Gefühlen an sich« für eine erkenntnistheoretische Fiktion und trifft damit zweifellos einen Punkt (2009, S. 205). Klaus Scherer wiederum geht in einem ganz anderen theoretischen Kontext ebenfalls davon aus, dass es so etwas wie absolut unkontrollierte, spontane »Affektausbrüche« kaum gibt. »In den weitaus meisten Fällen«, so Scherer, »ist der Emotionsausdruck ein zentrales Instrument der individuellen Emotionsregulation und der strategischen Kommunikation in der sozialen Interaktion.« (Scherer 2009, S. 169) Mit anderen Worten: wir sollten uns nicht auf die Suche nach »echten«, »natürlichen«, »spontanen«, »eigentlichen« oder »wirklichen« Gefühlen machen, weil Gefühle immer schon eine Sprache oder einen gestisch-physiologischen Ausdruck haben, der sie dem Subjekt und der Mitwelt des Subjekts vermittelt, und weil Gefühle immer schon in einem sozialen Rahmen auftreten, in dem ihr Auftreten mehr oder weniger streng reguliert ist.

Es ist vermutlich dieser Hinweis auf die historisch variable Vermitteltheit des Emotionalen in Sprache, Schrift, Bild, Geste, Skulptur, Intonation, Physiognomie etc., der viele der jüngsten Zugänge zum Thema kennzeichnet. Darin liegt zweifellos ein großer Gewinn für die Forschung, der nicht kleinzureden ist. Gleichwohl sollte sich diese Ausdrucksorientierung der Gefühlsforschung nicht über die Dimension

hinwegsetzen, die vor allem in phänomenologischen Forschungskontexten hervorgehoben wird, nämlich die Dimension des »wie es ist«, ein Gefühl haben, das nicht ohne Bezug auf die Subjektivität der fühlenden Person eingefangen werden kann. Ich erwähne in dieser Einführung an einer Stelle Allan Gibbards Sentenz, wonach sich manche Gefühle (oder Stimmungen) nur pfeifen lassen, und möchte diese Dimension der gelegentlichen Unaussprechlichkeit des Emotionalen schon hier stark machen. Den phänomenologischen Ansätzen ist es zu verdanken, auf die irreduzible, Leiblichkeit und Intentionalität verbindende »Ursprünglichkeit« (Ferran 2008) aller Gefühle hingewiesen zu haben (vgl. auch Demmerling/Landweer 2007). Für diese leiblich gebundene Empfindungs- und Erfahrungsseite der Gefühle haben manche wissenschaftlichen Methodenparadigmen oft keine Sprache und kein Instrumentarium. Auch fällt es diesen Paradigmen schwer, den Faktor der Subjektivität von Gefühlen angemessen zu berücksichtigen, der zur Geltung kommt, wenn wir Dinge sagen wie: »Um ihr Gefühl zu verstehen, muss man die ganze Person kennen, muss wissen, wer sie ist und wie sie geworden ist, was sie ist.« Wir reden durchaus so, und manchmal hilft uns das auch, zu klären, ob das Gefühl einer Person echt ist oder nicht (Weber-Guskar 2009, S. 247). Es gibt diese Echtheit nicht jenseits der Art, wie sich eine Person verhält, wie sie reagiert, sich kleidet, spricht etc., aber die Tatsache, dass es sie nur qua dieser Ausdrucksformen gibt, verhindert nicht, dass einzig eine stark individualisierte Kenntnis genau dieser Person zum Verständnis einzelner Gefühle dieser Person beitragen kann. Frevert erwähnt explizit Tagebücher, Briefe und Autobiographien als historiographische Quellen der Gefühlsforschung (2009, S. 206), darin liegt wiederum ein richtiger Zug. Dennoch muss man sich klar machen, wie lang der Weg von diesen individualisierten Ausdrucksmedien zu verallgemeinerungswürdigen Aussagen ist, die Auskunft über tatsächliche Verhaltens- und Fühlweisen geben. Ich möchte nur dafür plädieren, sich dieser methodischen Schwierigkeiten voll bewusst zu sein, was nicht an allen Orten geschieht, so dass schon da von »Gefühlen« geredet wird, wo einfach nur ein emotionsnahes Vokabular in den Quellen auftaucht.

Ebenfalls für den Ausdruck von Gefühlen interessiert sich ein dritter Forschungszweig, der sich in den letzten Jahren dem Thema zugewandt hat. Ich meine die Thematisierung von Gefühlen in ästhetischen Kontexten (Robinson 2005). Es ist immer deutlich gewesen, dass Musik,

Literatur und auch die bildende Kunst hervorragende Ausdrucksmedien für Gefühle sind und zugleich intensive Gefühle im Rezipienten hervorrufen können. Platons Ausschluss der Dichter aus seinem Staat spricht Bände. Während die Musik nun schon seit längerem Gegenstand der Forschung ist (Budd 1985; Matravers 1998), sind die Ansätze in der Literaturwissenschaft noch zögerlich, die Kunst- und Medienwissenschaft wiederum hat das Themenspektrum der Gefühle mittlerweile mit großer Energie aufgenommen (Herding/Stumpfhaus 2004; Herding/Krause-Wahl 2007; Thomas 2010). Es würde den Rahmen dieser Einführung schlicht sprengen, wenn all diese Ansätze im Einzelnen vorgestellt würden, so dass ich ganz darauf verzichte.

Ein letzter Punkt: Es hieß in der Einleitung zur ersten Auflage, eine Einführung solle nicht als eigenständiger systematischer Ansatz betrachtet werden. Ich habe diesen Passus gestrichen, weil ich mittlerweile doch der Auffassung bin, dass bereits in die Darstellung einzelner Theoriemodelle eigene Bewertungen und Überlegungen eingeflossen sind, die das Material nicht nur neutral gliedern, sondern bestimmte Schlussfolgerungen nahelegen, die dann im letzten Kapitel ausbuchstabiert werden. Insofern verstehe ich das Buch jetzt als eine Einführung, der – mal mehr, mal weniger explizit – Beurteilungen und Wertungen zugrunde liegen, die Auskunft geben über Stärken und Schwächen einzelner Forschungsansätze. Der Wunsch, über eine noch immer ungebremst voranschreitende Diskussion zu informieren, bleibt aber bestehen.

Martin Hartmann, Frankfurt am Main, im Juli 2010

Einleitung

Im Jahr 1946 veröffentlicht der Psychologe Donald O. Hebb einen Artikel, in dem er von einem Experiment berichtet, das er und seine Kollegen an den Yerkes Laboratories of Primate Biology in Florida durchgeführt haben. Die Yerkes Laboratories hatten es sich zur Aufgabe gemacht, das Verhalten von Schimpansen zu beobachten, die zum Teil ihr gesamtes Leben in den Laboratorien verbrachten. Hebbs Experiment war seiner Struktur nach denkbar schlicht: Die Wissenschaftler, die das Verhalten der Schimpansen, insbesondere ihr Temperament, über lange Zeiträume hinweg tagebuchartig notierten, sollten zwei Jahre lang auf anthropomorphisierende Gefühlskategorien verzichten. Die Schimpansen durften nicht länger als »wütend«, »schüchtern« oder »eifersüchtig« beschrieben werden – Begriffe, auf die man vor der Durchführung des Experiments regelmäßig zurückgriff, um das Verhalten einzelner Schimpansen, aber auch Verhaltensunterschiede zwischen ihnen angemessen zu erfassen. Einzig ein »objektives« Vokabular wird mit Beginn des Experiments noch zugelassen, ein Vokabular also, das auf die Begriffe verzichtet, mit denen man den Schimpansen die für Gefühle relevanten psychologischen Fähigkeiten oder seelischen Eigenschaften zuspricht. Das Experiment scheitert:

»Das Ergebnis war eine fast endlose Serie von spezifischen Akten ohne ersichtliche Ordnung oder Bedeutung. Durch den Gebrauch von offensichtlich anthropomorphen Gefühls- und Einstellungskonzepten ließen sich andererseits schnell und leicht die Besonderheiten individueller Tiere beschreiben. Mit diesen Informationen konnte ein neues Mitglied im Mitarbeiterstab die Tiere gut in den Griff bekommen, was sonst nicht möglich gewesen wäre. Was immer die anthropomorphe Terminologie mit Blick auf bewusste Zustände des Schimpansen implizieren mag, sie bietet *einen verständlichen und praktischen Zugang zum Verhalten.*« (Hebb 1946, S. 88, Hervorhebung von Hebb)

Unabhängig von der Frage, ob Schimpansen wirklich eifersüchtig oder wütend sein können, scheint die Verwendung dieser Gefühlsbegriffe Menschen leichter in die Lage zu versetzen, Unterschiede im Verhalten der Schimpansen zu erklären und dieses Verhalten vorherzusagen. Hebb veranschaulicht diesen Punkt an zwei Schimpansen, Bimba und Pati, die auf den ersten Blick in bestimmten Situationen auf ähnliche Weise aggressiv reagieren. Hätte man unter Verzicht auf gefühlsartige Zuschreibungen nur ihr aggressives Verhalten betrachtet, wäre es nicht möglich gewesen, signifikante Unterschiede zwischen den Tieren zu markieren. Erst die Berücksichtigung ihres sonstigen Verhaltens offenbart erhebliche Divergenzen: Während Bimba in der Regel freundlich mit ihren Betreuern umgeht, häufig sogar Kontakt zu ihnen sucht, scheint Pati generell »mislaunischer« zu sein. Nur selten reagiert sie wirklich freundlich auf ihre Betreuer.

Diese Unterschiede im aggressionsfreien Verhalten führen Hebb und seine Kollegen dazu, Bimbas Aggressionen eher als »wütend« und Patis Aggressionen eher als »hasserfüllt« zu kategorisieren. Bimba reagiert vor allem auf scheinbar bedrohliche Gesten oder Bewegungen aggressiv, während Pati eine generelle Neigung zu aggressivem Verhalten hat. Ob ein Verhalten als wütend oder als hasserfüllt bezeichnet wird, zieht eine Reihe von praktischen Konsequenzen nach sich (Gordon 1987, S. 3). Einen Schimpansen, der zu wütenden Attacken neigt, sollte man nicht unnötig reizen; einen Schimpansen, der Menschen offensichtlich nicht mag, sollte man möglicherweise ganz meiden. Die Zuschreibung bestimmter Gefühle ermöglicht den Betreuern auf diese Weise, verlässlich mit den Schimpansen zu interagieren. Hinzu kommt, dass diese Zuschreibungsprozesse einzig auf der Basis einer guten Kenntnis der Schimpansen verlässlich sind. Auch wenn es gelegentlich möglich ist, unter Bezug auf einen einzelnen aggressiven Akt ein bestimmtes Gefühl zuzuschreiben, zeigt sich, dass die Verlässlichkeit einer Gefühlszuschreibung zunimmt, je besser man mit einem Tier vertraut ist.

Es mag nicht gleich ersichtlich sein, was Hebb mit diesem Experiment zeigen kann. Dass Gefühle – oder zumindest die Zuschreibung von Gefühlen – für die Erklärung des Verhaltens von höheren Organismen und von Menschen eine wesentliche Rolle spielen, scheint zu banal, um eigens hervorgehoben zu werden. Doch Hebbs Aufsatz erscheint in einer Zeit, in der die Psychologie zunehmend unter den Einfluss des Behaviorismus gerät. Für den Behaviorismus ist die Annahme wesent-

lich, dass die Daten, mit denen die Psychologie arbeitet, beobachtbare Verhaltensdaten sind. Gefühle sind dieser Annahme zufolge subjektive Phänomene, über die wenig wissenschaftlich Verlässliches gesagt werden kann. Um menschliches Verhalten zu erforschen, reicht es in der Perspektive des Behaviorismus aus, den Zusammenhang von bestimmten Stimuli oder Reizen mit den ihnen zugeordneten Reaktionen zu klären. Diese Klärung kann auf den »Umweg« über innere Zustände (Gefühle, Motivationen, Interpretationen) ganz verzichten. Einzig das beobachtbare Verhalten zählt. Gefühle werden damit vor allem methodisch abgewertet. Auf der Basis der uns verfügbaren Instrumente können wir, so eine Grundannahme des Behaviorismus, nichts Wesentliches über Gefühle herausfinden. Eine typische Stellungnahme aus den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts lautet etwa so:

»Warum einen unnötigen Begriff wie Gefühl in die Wissenschaft einführen, wenn wir doch schon über wissenschaftliche Begriffe für alles verfügen, was wir beschreiben müssen? [...] Der ›Wille‹ ist schon fast vollständig aus der gegenwärtigen wissenschaftlichen Psychologie verschwunden; das ›Gefühl‹ wird ihm nachfolgen. 1950 werden amerikanische Psychologen diese beiden Begriffe amüsiert als Merkwürdigkeiten der Vergangenheit betrachten.« (Zit. nach Nussbaum 2001, S. 93)

Hebbs Aufsatz muss dagegen als Versuch gewertet werden, Gefühle wissenschaftlich aufzuwerten und sie methodisch zugänglich zu machen. Zwar dauert es noch lange, bis Gefühle wirklich psychologisch hoffähig sind, aber Hebbs Aufsatz kann als ein früher Versuch gelten, diesen Prozess in Gang zu setzen.

Aus ganz anderen Gründen erfährt das menschliche Gefühlsleben in der Philosophie eine Aufwertung, die ungefähr in der Mitte des letzten Jahrhunderts angesiedelt werden kann. Galten Gefühle vorher als irrationale oder arationale Kräfte, die die vernünftigen Absichten des Menschen durchkreuzen, oder aber als Phänomene, die sich körperlichen Empfindungen wie Schmerz oder Lust gleichsetzen lassen (Deigh 1994), so werden sie im Kontext neuerer philosophischer Ansätze »vernünftig« oder »rational«. Ronald de Sousa einflussreiches Buch etwa heißt schlicht *Die Rationalität des Gefühls* (1997). Damit können Gefühle plötzlich »Gründe« für bestimmte Entscheidungen liefern, können Handlungen »rechtfertigen«, können korrekt oder inkorrekt, angemessen oder unangemessen, wahr oder unwahr sein, Eigenschaften, die man

traditionell eher menschlichen Überzeugungen oder Wünschen zukommen lässt.

Mit dieser »Rationalisierung« der Gefühle verabschiedet sich die Philosophie von den meisten antiken und neuzeitlichen Deutungen des menschlichen Gefühlslebens oder unterzieht sie im Lichte ihrer eigenen Erkenntnisse einer aufwertenden Neuinterpretation. Die Verabschiedung der Tradition erweist sich dabei für die meisten Autoren als der einfachere Weg. Hatte nicht schon Platon die Gefühle verunglimpft und damit die Tradition ihrer Vernachlässigung eröffnet? In seinem *Timaios* bezeichnet er sie als »mächtige und unabweisliche Leidenschaften«, die die Seele auf ihrer Suche nach Wahrheit und Unsterblichkeit ablenken und verwirren (69d). Im *Phaidon* gibt es auf der einen Seite den Leib mit seinen »Gelüsten und Begierden«, mit seiner »Furcht« und seinen »Kindereien« (66c2–4). Als Wesen, die Leiber haben, verlangen wir nach Nahrung, verspüren Schmerz und Lust und, für Platon besonders wichtig, sind sterblich. Auf der anderen Seite aber gibt es die Seele, die darauf aus ist, das Wahre oder »die Dinge selbst« zu schauen (66e1); die Seele ist dem »Göttlichen, Unsterblichen, Vernünftigen, Eingestaltigen, Unauflöslichen« ähnlich (80b1–2), sie beherrscht idealerweise den Leib und seine unberechenbaren Regungen. Ziel des Philosophen ist es, sich der »Lust und Begierde, der Unlust und Furcht« zu enthalten (83b7–8), um nach seinem Tod die Ankettung an den Leib zu überwinden und in Kontakt zum Göttlichen zu treten.

Gefühle werden in der antiken Philosophie durchaus erörtert, auch wenn es keinen Ausdruck im Altgriechischen gibt, der unserem Begriff »Gefühl« entspricht. Wo sie allerdings thematisch werden, nimmt ihre Darstellung häufig einen ethisierenden Charakter an; anders gesagt, in der Hierarchie der antiken Seele befinden sich die Gefühle in der Regel auf einem niederen Rang; selbst dort, wo sie nach einhelliger Meinung der Forschung rational aufgewertet werden, in der Stoa, bleiben sie letztlich das, was beherrscht oder sogar getilgt werden soll (Buddensiek 2008). Diogenes Laërtios gibt die Lehre Zenons wider, wonach der Affekt, *pathos*, eine »unvernünftige, unnatürliche Seelenbewegung oder ein exzessiver Trieb« sei (1998, S.336). Chrysippos nennt Affekte »Krankheiten der Seele«, die ausgerottet werden müssen: »Der Weise ist ohne Affekte.« (Zit. nach Hengelbrock 1971, Sp. 90)

Neben die ethisierende Darstellung der Gefühle in der Antike tritt in der Sicht neuerer Ansätze mit Descartes ihre Parallelisierung zu den kör-